Informationen über schlesische Ärzte, Wundärzte und Chirurgen greifbar war. Gründlich wertet er die Breslauer Dissertationen aus und zieht insbesondere die verschiedenen dort verlegten Periodika (etwa die «Breslauer ärztliche Zeitung») heran. Herausgekommen ist dabei ein sehr materialreiches Lexikon, dessen Einträge in alphabetischer Ordnung die Namen der Ärzte enthalten, samt Lebensdaten, einem kurzen Lebenslauf sowie einer Personalbibliographie, und mit einem Quellennachweis enden, der auf das Literatur- und Quellenverzeichnis (S. 252–259) verweist. Der Band wird durch einen Anhang mit 27 Abbildungen abgerundet, die verschiedene Gebäude der Universität Breslau, herausragende Professoren sowie Titelblätter von bedeutenden Werken wiedergeben.

Im Gegensatz zu anderen biographischen Nachschlagewerken enthält das «Historische Ärztelexikon für Schlesien» nur bei wenigen Personen eine Würdigung ihres Lebenswerks aus heutiger medizinhistorischer Sicht. Um diesem Manko abzuweichen, hätte es gewiss eines Stabes von fachlich qualifizierten Mitarbeitern bedurft. Doch auch so stellt sich die Frage, ob dem Werk nicht zugute gekommen wäre, wenn der Verfasser sich zumindest für diejenigen Artikel, die nur partiell die Medizingeschichte betreffen, sachkundigen Rat eingeholt hätte: So hat der Zoologe Max Braun die «Zoologischen Annalen» herausgegeben (7 Bände, 1904/05–1915/19), die angegebene «Zeitschrift für Geschichte der Zoologie» entspricht dem Untertitel (S. 158). Auch wundert man sich, dass die neuere Forschungsliteratur zu dem Botaniker und Mikrobiologen Ferdinand Julius Cohn nicht zur Kenntnis genommen wurde (S. 218; es fehlt Brigitte Hoppe: Die Biologie der Mikroorganismen von F. J. Cohn (1828–1898). In: Sudhoffs Archiv 67, 1983, S. 158–189).

Michael Sachs hat mit diesem Band den ersten eines ambitionierten Projekts vorgelegt, das einen vollständigen Nachweis der Tätigkeit der schlesischen Ärzte erbringen soll und dies gewiss auch leisten wird. Das im Vorwort formulierte eigentliche Ziel des Bearbeiters, «den Beitrag schlesischer Ärzte für die Entwicklung der modernen Medizin aufzuzeigen» (S. III), wird freilich nur zu erreichen sein, wenn das Lexikon in seinen weiteren Bänden – wie viele sind überhaupt geplant? – über die bio-bibliographischen Angaben hinausgehend sich fachkundigen historischen Würdigungen öffnet, die dem neuesten Forschungsstand entsprechen.

Kai Torsten Kanz, Göttingen

Schett, Alfred: **The ophthalmoscope – Der Augenspiegel.** Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Transl. by Donald L. Blanchard. Part 1: Textbook/Lehrbuch. Part. 2: Atlas. A selection of 92 ophthalmoscopes built between 1851 and 1952 (by C. R. Keeler). Oostende, Wayenborgh, 1996–1997. 2 Bde., reich illustriert. (= Hirschberg, History of ophthalmology/Geschichte der Augenheilkunde, The monographs/Die Monographien, Band 2). Zus. DM 490.–.

Das vorliegende Prachtwerk umfasst zwei Bände, die ausser dem Thema Augenspiegel wenig gemein haben. Teil 1, Alfred Schetts Werk, ist zweisprachig (die englische Übersetzung stammt von *Donald L. Blanchard*). Schett dokumentiert in Wort und Bild die Entwicklung des Ophthalmoskopes bis gegen 1910. (Als guter Schweizer schliesst er noch *Marc Amslers* Modell von 1936 ein.) Für diese grosse wissenschaft-

liche Monographie passt die vom Verleger gewählte Bezeichnung «Lehrbuch» nicht recht. In Teil 2, der als «Atlas» etikettiert ist, präsentiert C. R. Keeler in Windsor die Sammlung seines Hauses. In ihr nehmen die von der Firma Keeler seit den 1920er Jahren entwickelten Instrumente breiten Raum ein. Alle Objekte der Sammlung sind sehr schön fotografiert und werden kurz auf englisch beschrieben. Schett hat Herrn Keeler bei der Identifikation der älteren Modelle geholfen und verweist in seiner Monographie gegebenenfalls auf die Abbildungen in Keelers «Atlas». Im übrigen hält er sich mit Vorliebe an die Konstruktionszeichnungen der Erfinder: «Sie stellen die Details besser dar, als es Schwarzweissfotos von Instrumenten vermögen (S. 420).»

Schett hat schon mit seiner Publikation über Ophthalmoskope und verwandte Geräte des Medizinhistorischen Museums der Universität Zürich (*Vom Helmholtz-Augenspiegel zur Funduskamera*, Gesnerus Supplement 41, Aarau etc., Sauerländer, 1990) einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der augenärztlichen Diagnostik erbracht. Inzwischen hat er den Bereich seiner Forschungen ausgedehnt und erfasst nun die Entwicklung in ihrer Gesamtheit. Er gliedert seine Darstellung nach Ursprungsländern, von Deutschland bis Ägypten. Eine Typologie der Augenspiegel schliesst sich an; sie erleichtert es, die Folge der Formen zu überschauen und zu verstehen. Die Augenspiegel sind für Schett aber nicht bloss tote Geräte, sondern das Werk von Menschen, von Augenärzten, die sich um eine stets bessere Diagnostik bemühten. Darum leitet er die Beschreibung eines Instrumentes jeweils mit einer kurzen Biographie seines Urhebers ein. Besonderes Vergnügen bereitet der Abschnitt über den vielseitigen englischen Mathematiker Charles Babbage, der schon vor Helmholtz, nämlich 1847, einen Augenspiegel konstruierte, die Augenärzte jedoch nicht dafür zu interessieren vermochte.

Der Verleger hat für Schetts Monographie ein so vornehmes (und leider entsprechend teures) Gewand geschneidert, wie es Publikationen aus unserem Fach selten zuteil wird. Aber Schetts Werk verdient es.

Huldrych M. Koelbing, Zürich

Schliack, Hans; Hippus, Hanns (Hrsg.): **Nervenärzte**. Biographien. Stuttgart, New York, Thieme, 1998. X, 188 S. Portr. DM 128.-; SFr. 114.-. ISBN 3-13-109071-5.

Der psychiatriegeschichtlich interessierte Leser wird für dieses Buch dankbar sein. Wie die Herausgeber betonen, stellt es die Fortsetzung des dreibändigen Werkes von Kolle dar. Allerdings sind die Unterschiede bedeutend: der vorliegende Band umfasst 20, diejenigen Kolles 95 Biographien. Ferner: die Biographien dieses Bandes wurden vorwiegend von Autoren verfasst, welche die porträtierten Kollegen noch aus persönlichen Begegnungen kannten. Das verschafft den Ausführungen Nähe und Lebendigkeit.

Nicht ganz verständlich ist die Wahl des Titels: «Nervenärzte». Offensichtlich sollte der Titel «berühmte» vermieden werden. Aber weshalb? Es handelt sich ja doch um besonders hervorragende Vertreter der Neurologie und Psychiatrie. Auch die Auswahl ist nicht ganz eindeutig. 19mal handelt es sich um Deutschsprachige und nur einmal um einen Dänen (Strömberg). Wollten die Herausgeber nicht nur die deutschsprachigen, sondern z.B. die europäischen Koryphäen porträtieren, so hätten neben